



GUN-BRITT SUNDSTRÖM

**DIE BESTE
ALLER
BEZIEHUNGEN**

Roman

Aus dem Schwedischen von
Nina Hoyer

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 1976 unter dem Titel
Maken bei Albert Bonniers Förlag, Stockholm.

KULTURRÅDET

Die Übersetzung wurde durch eine Förderung des Schwedischen
Kulturrats unterstützt, wofür sich der Verlag herzlich bedankt.

Erste Auflage 2026

Erste vollständige deutsche Ausgabe

© Gun-Britt Sundström 1976

© Insel Verlag Anton Kippenberg GmbH & Co. KG, Berlin, 2026

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Lübbeke Naumann Thoben, Köln

Umschlagabbildung: Xenia Gray, Fairfax

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-64529-0

Insel Verlag Anton Kippenberg GmbH & Co. KG

Torstraße 44

10119 Berlin

info@insel-verlag.de

www.insel-verlag.de

Vorwort

Es gibt Bücher, die eine ganze Generation ansprechen, jedoch genauso schnell wieder vergessen werden, wie sie gelesen wurden, und danach im Bücherregal Staub ansammeln. Andere Bücher wiederum kommen womöglich bescheidener und nicht so gewichtig daher, gewinnen aber eine zunehmend größere Leserschaft. Gun-Britt Sundströms Roman *Die beste aller Beziehungen* gehört zu den letzteren. Als er in Schweden 1976 das erste Mal erschien, erhielt er gute Kritiken, wurde daraufhin über einen Buchclub vermarktet und zahlreich wiederaufgelegt. Wenige ahnten damals, dass dieser zugleich so sachliche und subtile Liebesroman drei Jahrzehnte später im wahrsten Sinne des Wortes als »Kultbuch« bezeichnet werden würde. Als ein Klassiker.

Was aber ist der *lasting appeal* dieses Romans?

Der Großteil der Leserinnen und Leser von *Die beste aller Beziehungen* werden wohl ihre eigenen Erklärungen dafür haben. Ich kann hier nur für mich sprechen: Ich denke, es liegt vor allem an dem Zeitgefühl, das das Buch vermittelt. *Die beste aller Beziehungen* ist vollständig von der Epoche geprägt, die sie schildert. Jüngere Leser:innen werden wahrscheinlich viele Details finden, die ihnen auffallen: Zum Beispiel, dass die Warenhäuser in Stockholm »Tempo« und »Epa« heißen, dass junge Männer Nylonhemden tragen, in Wildlederjacken oder Holzschuhen herumlaufen, dass progressive Student:innen zwischen den Lehrveranstaltungen Matrizenabzüge anfertigen. (Wenn ich das Buch heute, viele Jahre später, noch

einmal lese, habe ich immer noch den süßlichen, stechenden Geruch von frischem Matrizendruck in der Nase.)

Ich möchte unterstreichen, dass dies mit dem Zeitkolorit nicht so einfach ist, wie man annehmen könnte. Es ist nicht etwas, das man aufträgt wie Make-up. Bei Sundström entwickelt sich das Zeitkolorit als eine natürliche Folge der Einführung in die Hauptfiguren und äußert sich dadurch nahezu als eine Eigenschaft des Stils selbst. Zum Beispiel, wenn Martina die Nase gegen Gustavs FNL-Abzeichen an der Jacke presst, wenn sie ihn umarmt.

Dass sich so viele Leser und Leserinnen in Martina und Gustav wiedererkennen können, obwohl es sich in vielerlei Hinsicht von dem Leben, das wir heute führen, unterscheidet, liegt an eben diesem Stil, der den Charakteren treu bleibt. Sie erkennen nicht eine vergangene Zeit wieder, sondern *eine andere Gegenwart*.

Gebraucht man heute den Ausdruck »ungeschminkt«, spielt man damit auf etwas grob Intimes, nahezu Pornografisches an. *Die beste aller Beziehungen* ist auf eine vollkommen andere Art ungeschminkt. Es ist ein Roman ohne Verstellung. Er versucht nicht, etwas anderes zu sein, als er ist. Aber das, *was* er ist, ist er wiederum auch voll und ganz.

Die moralischen Fragen und Problemstellungen, die er aufwirft – wie soll man einer Beziehung treu sein und sich gleichzeitig verantwortungsbewusst gegenüber sich selbst verhalten –, deutlicher ausgedrückt: Wie kann man lieben, ohne zu heucheln?, werden in minutiöser Akribie und beeindruckender Wahrhaftigkeit erörtert. Viele Leser:innen haben Martinas »anmaßendes« Benehmen hervorgehoben, dass sie es wagt, Raum einzunehmen und sich diesen Raum

in der Beziehung zu Gustav zu wahren versucht. Aber worauf Martina gewiss als Erste hingewiesen hätte: So eine Beschreibung hat etwas leicht Gönnerhaftes an sich. Weshalb sollte sie sich *nicht* Geltung verschaffen und ihren Standpunkt klarmachen? Das Herausfordernde an Martina ist, dass sie ihre Beziehung ernst nimmt – und nicht nur ihre Beziehung zu Gustav, sondern zu allen Menschen. In diesem Buch ist eine »Beziehung« nicht einfach etwas, das man hat, sondern etwas, das man gestaltet. Auf Gedeih und Verderb muss man, wie bei allem anderen, an dessen Gestaltung man selbst beteiligt ist, hinnehmen, dass man mit dem Ergebnis ringt, auch noch lange, nachdem man meint, dass die Sache vorbei und abgeschlossen sein sollte.

Die beste aller Beziehungen ist ein Roman über die Liebe. Aber er ist nicht wie so viele andere Liebesromane ein Roman über die Ausdrucksformen der Liebe, wie wir etwas *tun*, oder was wir *empfinden*, wenn wir lieben. Es ist ein Roman über das Fundament der Liebe. Worauf sich eine Partnerschaft gründen muss, um den Namen zu verdienen – auf Liebe, ja klar –, aber auch auf Fürsorge und Mitgefühl mit dem oder der anderen sowie dauerhaftes Vertrauen, Solidarität, Freundschaft oder sogar geschwisterliche Zuneigung.

Martina findet bei Gustav vieles von dem, was sie bei einem Mann sucht. Aber nicht immer, nicht alles und nicht die ganze Zeit. Es gibt Momente, in denen sie nicht nur Gustav, sondern die Beziehung an sich, die sie zu ihm hat – was man in einer abgedroschenen Formulierung gemeinhin das nennt, was ein Paar »gemeinsam aufgebaut« hat – von sich stößt: »Ich will ihn, natürlich will ich ihn, ich will nur nicht, dass er mich hat«, sagt Martina an einer Stelle.

Wie viele Menschen mit Erfahrung in sogenannten Lang-

zeitbeziehungen erkennen sich nicht in dieser Formulierung wieder? Es ist nicht leicht, zuzugeben, dass es einem manchmal etwas schwerfällt, den geliebten Menschen zu *ertragen*, und man nicht im gleichen Maße, zumindest nicht einhellig, der Meinung ist, dass man immer unbedingt als Einheit unterwegs sein müsse. Deshalb wird das in Romanen, die von Liebe handeln, meistens auch nicht offen gesagt. Oder zumindest nicht in »normalen« Liebesromanen.

Aber Martina ist nicht »normal« – ja, welcher Mensch, wenn man genauer hinsieht, ist das schon? Und sie wird auch nicht auf eine Weise geschildert, dass das Licht auf ihre »gewöhnlicheren« Eigenschaften fällt –, soll heißen: das, was sie mit irgendeinem »Durchschnitt« oder einer »Norm« vereinbar machen würde. Darin liegt, glaube ich, eine weitere Erklärung dafür, weshalb dieses Buch so viele Menschen anspricht. Egoismus und schlichte Sturheit sind kaum Wesenseigenschaften, die üblicherweise Eingang in einen Liebesroman finden. In *Die beste aller Beziehungen* kommen solche Eigenschaften und Empfindungen im Übermaß vor – und werden als zur Liebe an sich gehörig beschrieben. Dieser »Gefühlsnaturalismus«, wenn man das so nennen kann, ermöglicht es den Leser:innen auch, sich mit Martina und Gustav zu identifizieren, ohne sich deshalb in allem wiederzuerkennen. Aber auch das Gegenteil – sich wiederzuerkennen, ohne sich immer zu identifizieren. Dass Sundström beides gleichzeitig gelingt, empfinde ich als eine beachtenswerte Leistung.

Damit das nicht falsch verstanden wird, möchte ich sagen, dass *Die beste aller Beziehungen* darüber hinaus auch ein schneller, geistreicher, klarer und manchmal unglaublich witziger Roman ist. Und obwohl er eine ganze Anzahl zu jener

Zeit angesagter Thesen aufgreift und behandelt, hat der Roman keinen Moment einen »Hänger« oder ist trocken oder theoretisch.

In einem ganz alltäglichen Milieu so ein Tempo zu halten, und das bei einem sich abzeichnenden Verlauf, ist nicht so leicht, wie man vielleicht denkt. Es erfordert jede Menge Kunstfertigkeit, um den Stil so ungekünstelt wirken zu lassen, wie Gun-Britt Sundström es tut. Dass ihr das gelingt, liegt, glaube ich, daran, dass sie eine besondere Sprache für Gustavs und Martinas Umgang miteinander gefunden hat. Am Ende wird ihr *Gesprächston* für den Leser so persönlich wie ihre Figuren.

Steve Sem-Sandberg

»Wer würde nicht das Ängstliche fühlen, wenn die Menschen um einen her, bald der, bald jener, umfielen und plötzlich stürben nach konvulsivischen Zuckungen, ohne daß jemand die Ursache erklären könnte! Aber so greift die Liebe gerade in das Leben ein, nur daß man nicht ängstlich wird, da die Liebenden es selbst als das höchste Glück ansehen; dagegen muß man darüber lachen, denn das Komische und das Tragische kreuzen sich beständig.«

»Verheirate dich, du wirst es bereuen; verheirate dich nicht, du wirst es auch bereuen, heirate oder heirate nicht, du wirst beides bereuen.«

Kierkegaard

Auf meinem Schreibtisch liegt ein Zettel: »Gustav hat angerufen.«

Gustav? Kenne ich einen Gustav?

Aber da der Zettel auf meinem Schreibtisch liegt, muss Gustav ja wirklich *mich* angerufen haben.

Ich werde mal meine Vermieterin fragen, wenn sie wiederkommt – ob er gesagt hat, worum es ging. Ich hänge meine Jacke über die Stuhllehne und gehe den Stapel Bücher durch; die Putzfrau war da, weil Freitag ist, und hat wie üblich meine Sachen in Unordnung gebracht. Ach da, ganz unten, liegt ja *Pride and Prejudice*! Doch die Telefonnotiz lässt mir keine Ruhe. Die Formulierung stört mich: Als *müsste* ich wissen, wer dieser Gustav ist. Was für ein alberner Name, nebenbei bemerkt – »Gustav«?

Ich durchforste mein Gedächtnis. Der Typ, mit dem ich gestern in Blockshudden rumgemacht hatte, hatte der seinen Namen genannt? Ich glaube nicht, er kann also unmöglich meine Telefonnummer rausgefunden haben.

Gustav? Moment, da klingelt was – da war doch dieser Typ, der uns neulich nach der Vorlesung im Café gegenüber saß ... ob der vielleicht Gustav hieß? Ich versuche, den Abend zu rekonstruieren, um darauf zu kommen, was er von mir wollen könnte: Cilla hatte sich an denselben Tisch wie Bengt gesetzt, den sie aus der Schule kennt, ich mich neben sie, und dann kam doch dieser andere dazu und nahm neben Bengt Platz. An sein Aussehen erinnere ich mich nicht mehr genau.

Hatte er dunkles oder helles Haar, war er groß oder klein? An die Unterhaltung erinnere ich mich auch nur noch bruchstückhaft; es wird wohl vor allem um die Vorlesung gegangen sein, wenn man nach den abendlichen Lehrveranstaltungen im Café Valand sitzt. Später standen wir noch einen Moment auf der Surbrunnsgatan und quatschten mit Bengt, und dann habe ich mich Cilla angeschlossen, die zur U-Bahn musste. Keine Ahnung, wohin dieser Gustav währenddessen verschwunden war.

Hm. Aber jetzt hat er mich angerufen. Was er wohl will? Unanständiges natürlich, denke ich zufrieden, und mache es mir mit der Lektüre von Jane Austen auf dem Bett bequem. In dem Fall wird er sich schon wieder melden.

Als das Telefon klingelt, ist meine Vermieterin noch nicht wieder da. Ich lege als Lesezeichen einen Pfeifenreiniger ins Buch, gehe in den Flur und hebe ab.

»Gustav Lindgren«, stellt er sich vor und fragt, ob ich mich noch an ihn erinnern kann. Natürlich kann ich das. Ob ich schon *Godot* im Theater gesehen habe? Habe ich nicht. Ob ich mir das Stück ansehen will? Will ich bestimmt nicht (Beckett, der ist doch langweilig?), lasse mich aber von Gustav überreden, weil er sich dafür verbürgt, dass es kaum etwas Amüsanteres gibt.

Um den Studentenrabatt zu erhalten, müssen wir uns beide persönlich an der Vorverkaufskasse ausweisen. Wir verabreden uns für vier Uhr.

Oh nein! Mein Fahrrad hat einen Platten, also bleibt nur laufen. Ich habe kaum Zeit, wütend aufzustampfen, bevor ich los muss. Dafür mache ich kleine Kriegstanzschritte auf dem Weg.

Die Linden am Strandvågen sind, seit ich vor ein paar Stunden vorbeikam, noch grüner geworden; das geht so fix, dass man gar nicht mehr mitkommt. Ich bleibe einen Augenblick stehen und betrachte sie, um nicht vor vier da zu sein.

Er sitzt hinten im Foyer auf einer Bank und liest Zeitung. Als ich reinkomme, steht er auf. Groß und schlaksig. Kurz geschnittenes rötliches Haar und weiße Haut, wie Rothaarige sie häufiger haben: ein Milchbubi ohne Bart in Altmännernkleidung – Hut und Mantel. Fast wie ein Gymnasiast aus den fünfziger Jahren.

Und jetzt fällt mir plötzlich ein, dass er mir doch schon mal aufgefallen war – in einer Vorlesung vor ein paar Wochen –, weil ich mich an seinem Aussehen gestoßen hatte: überheblich, anmaßend.

Na ja, sage ich mir rasch, nur keine Vorurteile! Vielleicht kann er sich wirklich wegen irgendwas anmaßend aufführen; vielleicht ist er anderen tatsächlich überlegen. Oder aber die Natur hat ihm zufällig diesen Gesichtsausdruck und diese Haltung verliehen, und dafür kann er ja nichts. Dass er mit mir ins Theater gehen will, spricht zumindest in jeder Hinsicht für ihn!

Wir entscheiden uns für die Dienstagsvorstellung und bezahlen unsere Karten. Ich will noch in die Bibliothek, er nach Hause. Er wohnt in meiner Richtung, weshalb wir gemeinsam die Linie 7 nehmen. Etwas schleppend unterhalten wir uns über das Naheliegende – das zwanglose Treffen neulich nach einem Seminar, das Studium ganz allgemein. Er ist jünger als ich, noch keine zwanzig. Studiert im Hauptfach Philosophie und fragt, weshalb ich die Vorlesungen seiner Fakultät nur so zum Spaß besuche.

»Cilla hat mich mitgeschleppt«, erkläre ich. »Sie hört sich so etwas an, weil sie es interessant findet.«

»Ihr seid Studienkameradinnen in der Anglistik, oder?«

»So heißt es. Schwänzkameradinnen käme der Wahrheit allerdings näher. Wir haben immer jede Woche zur selben Zeit im Ogo gegessen, bis wir feststellten, dass wir dieselben Veranstaltungen schwänzten. Und dass wir dieselbe Ansicht über ebendiese Veranstaltungen hatten.«

Ich erzähle ihm von Cillas Kindheit in den USA und meinem England-Jahr und füge entschuldigend hinzu, dass wir uns nur deshalb für ein so ödes Studienfach entschieden haben, weil man da leicht gute Noten abstauben kann.

»Was hast du in England gemacht? Warst du Au-Pair?«

Ich schüttele den Kopf. Au-Pair – ich! (Wenn ich das Wort »Haushalt« bloß höre, entsichere ich schon meinen Colt.)

»Ich habe Englisch gelernt und herumgeschlafen.«

Das Bimmeln der Straßenbahn füllt die entstandene Pause.

»Und was willst du einmal werden, wenn du groß bist?«

»Größer als jetzt habe ich nicht vor zu werden«, erwidere ich knapp. Was geht ihn meine Zukunft an?! Das ist ein Thema, das ich nicht einmal mit mir selbst erörtere.

Der Wagen biegt klirrend um die Ecke in die Odengatan. Gustav schaut aus dem Fenster.

Mein Blick fällt auf seine Hände. Männerhände. Was für große Hände Männer doch haben ...

★

Am Dienstagvormittag ruft Gustav an und fragt, was wir jetzt machen sollen. Was soll das heißen – jetzt? Na ja, *Godot* sei doch wegen Krankheit abgesagt worden, das habe doch in der Zeitung gestanden. Ah, Mist, das war mir entgangen! Statt-

dessen würde es ein Stück namens *Anatole*, »eine »erotische Komödie« geben, berichtet er.

Er überlässt mir die Entscheidung, und ich halte es für das Einfachste, hinzugehen, wenn wir schon Karten haben.

Während der Vorstellung erkenne ich meinen Fehler: Sicher bildet er sich jetzt ein, ich sei ganz erpicht darauf gewesen, mit ihm ins Theater zu gehen, egal, was gespielt wird. Seltsame Entwicklung – *er* hatte doch die Idee zu dem Theaterbesuch, *er* hat sich für das Stück verbürgt, und jetzt sitze *ich* hier und schäme mich, als hätte ich es ausgesucht! Wie gerät man nur immer wieder in so einen Schlamassel?

Immerhin trage ich meinen schäbigen Dufflecoat, tröste ich mich, da kann er sich wenigstens nicht einbilden, ich hätte mich extra für ihn aufgerüsch.

Dann stehen wir wieder draußen am Nybroplan und fragen einander, ob wir ein gutes Lokal in der Nähe kennen. Das tun wir nicht. Sieh an, sieh an – wir haben etwas gemeinsam.

Er schlägt vor, zu ihm zu gehen, auf eine Tasse Tee und belegte Brote. Meine gesammelte Menschenkenntnis sagt mir, dass dieser Typ auch Tee und belegte Brote meint, wenn er Tee und belegte Brote sagt, also steigen wir wieder in die 7.

Er wohnt im Bragevägen, einer kleinen, abseits gelegenen Straße hinter dem Jarlaplan – ein Viertel, in dem ich noch nie war. Es ist offenbar die elterliche Wohnung, aber von der Familie ist niemand da. Ich sehe mich ein wenig um, während er in der Küche herumhantiert. An der Wohnzimmerwand hängt eine Art Ikone, und die Bibliothek lässt darauf schließen, dass seine Familie religiös ist. Er auch? Das würde erklären, weshalb er so ungewöhnlich gesittet wirkt. Eine wirklich große Bibliothek, übrigens, sie füllt eine ganze Regalwand.

Mein Blick schweift weiter. Eine Couchgarnitur. Familienfotos auf einem Klavier. Ein junges Brautpaar – eines seiner Geschwister? –, und natürlich Gustav mit Studentenmütze.

Die Fenster seines Zimmers zeigen zum Hinterhof, aber er deckt den Tisch im Wohnzimmer. Und dann trinken wir Tee und essen belegte Brote und machen Konversation. Ich frage nach dem Hochzeitsbild – ja, das sei sein Bruder Erik, er sei Ingenieur und lebe jetzt in Västerås. Nur um etwas zu sagen und nicht, weil mich die Frage beschäftigt, frage ich, was er selbst mal werden will.

»Ich wollte im Anschluss an die Philosophie Literaturgeschichte studieren«, erwidert er zurückhaltend.

»Lehrer also.«

»Nicht, wenn es sich vermeiden lässt, aber das lässt es sich vielleicht nicht.«

»Nicht mit dieser Fächerkombination. Es sei denn, man hat völlig schräge Fächer gewählt. Wie ich.«

»Hast du noch etwas anderes als Anglistik belegt?«

»Zuerst habe ich eine Zeit lang Nordische Altertumskunde studiert. Wegen eines Films über Ausgrabungen auf Öland hatte ich mir die Arbeit im Freien so schön ausgemalt.«

Das hat gewirkt. Er lacht, und ich füge schnell hinzu, mir sei ziemlich schnell klar geworden, dass das nicht die eigentliche Arbeit der Archäologen sei, dass sie eigentlich immer nur im stillen Kämmerlein sitzen und katalogisieren.

Wir schweigen uns an, bis er sagt: »Wie still du bist.«

Na, da bin ich wohl nicht die Einzige! Ich gebe wirklich mein Bestes, um eine Unterhaltung mit ihm zu führen, und wüsste außerdem Besseres mit meiner Zeit anzufangen!

»Noch Tee?«, fragt er, und ich sage, »Nein danke, er hat gut geschmeckt, aber ich muss –«

In diesem Moment kommen seine Eltern nach Hause und Gustav stellt mich ihnen im Flur vor. Sie begrüßen mich freundlich und interessiert und sehen aus, als dächten sie bei sich, *aha, das* also ist Martina. Ich versuche so auszusehen, als wäre ich das ganz gewiss nicht – also nicht die, die sie sich einbilden, in mir zu sehen, falls sie sich überhaupt etwas einbilden –, obwohl es schwierig ist, solch komplizierten Gegenstellungen Ausdruck zu verleihen. Dabei kommt meistens nur eine mürrische Miene heraus.

Trotz meiner Einwände begleitet er mich nach Hause. Als müsste er mich eskortieren, weil es schon so spät ist! Ganz bis zur Haustür begleitet er mich.

Falls er versucht hätte, mich zu küssen, hätte ich laut geschrien, ganz bestimmt hätte ich das. Aber dass er mich mit Hundeblick aus einem Meter Entfernung ansieht und es tun will, sich aber nicht traut, ist beinahe noch schlimmer.

Da muss ich dann erst recht schreien. Ich schreie auf der Treppe, bis ich bei mir oben im vierten Stock bin.

*

»Hast du ›Gustav‹ gesagt?«, fragt Cilla.

Ich nicke.

»Heißt er wirklich so?«

»Nicht nur das, er *ist* auch so«, sage ich finster und mopse mir eine Zigarette von Cilla. »Ein typischer Gustav, wenn ich jemals einem begegnet wäre.«

Geduldig reicht sie mir das Feuerzeug.

»Aha. So the bell tolls for you.«

»Wer behauptet denn so was!«, schnappe ich. »Das glaubt vielleicht *er*, aber ich doch nicht!«

»Und was glaubst du?«

»Man kann doch wohl mal so zusammen ins Theater gehen. Sich einfach Gesellschaft leisten, meine ich, kann doch seinen Bekanntenkreis ein bisschen erweitern.«

Cilla zieht ein Gesicht, als hätte sie das schon öfter gehört, und das hat sie auch. Erst vorigen Herbst hatte sie hautnah miterlebt, was für ein Krampf es für mich war, mit einem Bekannten »Schluss zu machen«, mit dem ich meines Wissens nach nie etwas angefangen hatte. In so was rutscht man hinein, schleichend und heimtückisch, und irgendwie kommt nie der richtige Augenblick, um die Sache klarzustellen: Du musst verstehen, mein Lieber, dass ich nicht so für dich empfinde, aber wir können ja trotzdem Freunde sein ... – solche Erklärungen findet man doch nur in hoffnungslos altmodischen Romanen.

»Nimm dich in Acht, Martina. Du weißt doch, sie alle wollen nur das Eine.«

»Ja, ja, aber da ich jetzt weiß, dass ich das nicht will, kann ich besser auf der Hut sein. Mir ist da eine Erkenntnis gekommen, weißt du: Wenn man sich nicht ›verpaaren‹ muss, ist es vielleicht sogar besser, allein zu bleiben.«

Cilla sagt nichts, nur ihr Gesichtsausdruck spricht Bände. Aber das meine ich wirklich, auch wenn mich diese Erkenntnis noch selbst erstaunt. Solange man in der Vorstellung aufgewachsen ist, dass man heiraten und Kinder kriegen würde, wenn man groß ist, war es so viele lange, harte Jahre während der eigenen Sturm- und Drangzeit der einzige Wunsch, jemanden zu finden, mit dem man das tun konnte. Und wenn es endlich so weit war und ein solcher Jemand um die Ecke kam, dann wurde einem erst klar, dass man das überhaupt nicht wollte. Zuerst dachte man, es liege daran, dass er der

Falsche sei, aber tatsächlich war die ganze Vorstellung, das ganze Konzept an sich trügerisch – zu dieser Lebensweisheit bin ich gerade gekommen.

Gleichzeitig scheint diese Generation von Männern, die in meinem Alter, es genau andersherum zu handhaben, denken sie doch an nichts anderes als ans Heiraten. Jedenfalls war es in allen Beziehungen in meinem Umfeld der Mann, der eine Verlobung, eine Heirat oder eine gemeinsame Wohnung durchgedrückt hat. Hätte man die Zeit, könnte man bestimmt umfassende Theorien über den sozioökonomischen Hintergrund dessen anstellen.

Ich muss los und klaue mir Cillas letzte Zigarette, als ich aufstehe.

»Ich muss mit der 7 nach Bostock.«

»Mit deinem Zukünftigen?«, lästert Cilla.

»Mit Gustav«, erwidere ich würdevoll. »Wir sind bloß Freunde.«

»Sieht er das auch so?«

Das ist eben der wunde Punkt. Es ist wichtig, sich das einzuschärfen, man sollte ihm gar nicht erst den kleinen Finger reichen.

Ich komme rechtzeitig, aber Gustav ist schon vor mir da. Wir schauen uns die Standfotos vor dem Kino an. Er hat Buñuels *Viridiana* schon einmal gesehen und kichert bei der Erinnerung daran. Ich muss ihm fast den Mund zuhalten, damit er mir nicht schon vorher alle Pointen verrät.

Es ist ein nettes kleines Kino, mit harten Holzbänken und einer Pause, in der mitten in der Vorstellung die Filmrolle getauscht wird. Und ein seltsamer Film, über das Fiasko der aufopfernden Nächstenliebe. Ich kann mich kaum daran er-

innern, wann ich zuletzt so sehr von einem Film ergriffen war. Aber Gustav? Der lacht nur.

Gerade als das Publikum aufatmet, weil die mit Schlafmitteln betäubte Nonne zuletzt doch nicht von ihrem verrückten Onkel vergewaltigt wird, tastet Gustav nach meiner Hand auf dem Schoß.

Was soll ich tun? Sie hinter dem Rücken verstecken? Ihn ohrfeigen, ihn auslachen, deutlich klarstellen: Lieber Gustav, du mußt verstehen ...

Aber um so weit zu denken, reicht die Zeit nicht. Sie reicht nur für ein Herzklopfen. Und so sitzen wir da und halten einander an der Hand. Mit Herzklopfen.

Dass ich mich hinterher hastig verabschiede und davonradle, nützt natürlich nichts. Ein Moment der Schwäche nur, und der Ehevertrag ist so gut wie besiegelt.

Nein, sage ich mir, nein, ich will nicht! Sage es mit Shakespeare: We will have no more marriages. Ich werde ihn nie wiedersehen!

*

Die Philosophievorlesungen ziehen im Lauf des Semesters immer mehr Hörer anderer Fakultäten an – viele, die es aus Interesse dort hinzieht, viel seltsames Volk, das Spektrum reicht von der Linguistik bis zu Studenten der TH.

Eines Abends, als es um Kierkegaard und den »Sprung wider die Vernunft« gegangen war, habe ich mich auf dem Nachhauseweg mit dem Rad verfahren und das erst am Kreisel am Karlaplan bemerkt. Nein, nach Vorlesungen über Phonetik oder feste Mechanik ist mir so etwas noch nie passiert, so etwas ist mir überhaupt noch nie passiert.

Trotz des großen Andrangs geht es im Institut familiär zu – nach den abendlichen Lehrveranstaltungen gehen Dozenten und Studenten gemeinsam ins Lokal. Unser letztes Treffen findet im Old Bowler statt, einer irren Kneipe, die wie eine Bahnhofshalle wirkt. Ich sitze da, sehe mich um und bin hingerissen von dem, was ich sehe: bärtige, skurrile Idealisten mit loderndem Blick so weit das Auge reicht, Pazifisten, Sozialisten, Existenzialisten, Vegetarier – an einem Tische geht es um die Millionen hungernder Inder, am anderen um die Versöhnungslehre Luthers und irgendwo dazwischen um Vietnam. Mir gegenüber befasst sich der Professor mit einer Frage, die der neben ihm sitzende Bursche ihm gestellt hat – ob es in der abendländischen Kultur etwas gäbe, das es nicht woanders schon gäbe und das es seiner Ansicht nach wert wäre, zu bewahren. Die Antwort des Profs dreht sich um den Begriff »Persönlichkeit«, ob das Individuum etwas Einzigartiges sei und etwas über das Kollektiv Hinausreichende.

Ich könnte sie umarmen, denke ich, wie ich so dasitze – ertappe mich bei diesem Gedanken: Ich liebe alle Menschen. Ich könnte sie alle auf der Stelle umarmen. Und auch das ist mir noch nie passiert.

✱

Ich finde, in den Sommerferien sollte man nicht büffeln, in den Sommerferien sollte man nur zum eigenen Vergnügen lesen. Also stopfe ich *Die Geschichte der englischen Sprache* in einen Pappkarton, deponiere ihn im Schrank meiner Vermieterin und packe stattdessen Kierkegaards *Entweder-Oder* und Stevensons *Die emotive Bedeutung ethischer Ausdrücke* in den Koffer. Weil ich nicht vorhabe, ernsthaft Philosophie

zu studieren, ist das per Definition Vergnügungslektüre. Interessante Themen soll man sich nicht durch Pflichtlektüre verderben lassen, dann schleicht sich nur krasses Nützlichkeitsdenken ein, das einen zwingt, die Seiten zu zählen und sich zu überlegen, was man sich davon merken muss.

Aber leider muss ich auch ans Geldverdienen denken. Cilla wird bei Tempo Unterwäsche verkaufen, ich dagegen möchte in den Sommerferien draußen an der frischen Luft sein. Weil ich von früher einen guten Draht zur Friedhofsverwaltung daheim habe, ist es einfacher, nach Hause zu fahren und daran anzuknüpfen, als ein neues Arbeitsverhältnis mit der Stockholmer Friedhofsverwaltung einzugehen.

Meine Post wird mir nachgesandt. Eines Morgens entdecke ich auf dem Telefonregal daheim ein Kuvert, das an mich adressiert ist und vermeintlich meine eigene Handschrift trägt. Zuerst nehme ich an, es ist der Zettel für dieses eine Buch, das ich per Fernleihe in Lund bestellt habe, und fluche, weil es ausgerechnet jetzt kommt, bis ich merke, dass es gar kein Bibliotheksformular ist, und auch nicht von mir geschrieben, sondern ein Brief von Gustav Lindgren.

Er ist in Paris und berichtet, dass er endlich seine große Liebe wiedergesehen habe: Athene aus Olympia, eine Metope aus dem Zeustempel, die jetzt im Louvre ausgestellt ist.

Der hat wohl ein bisschen zu oft Pimpernel Smith gesehen, denke ich, und verstecke seinen Brief in der Schreibtischschublade. Ich glaube nicht an grafologischen Hokuspokus, und habe auch nicht vor, ihn als einen Seelenverwandten zu betrachten, nur weil er frecherweise eine Handschrift hat, die meiner so ähnlich sieht, dass sie mich selbst hinters Licht geführt hat.